

Martin Conrath

Aus der Traum

Nach dem gleichnamigen Tatort-Krimi

Emons Verlag

(c) Hermann-Josef Emons Verlag

Alle Rechte vorbehalten

(c) TV-Sendetitel und Logo: Das Erste / SR Saarländischer Rundfunk

Agentur: WDR mediagroup licensing GmbH

Begleitbuch zur gleichnamigen ARD-Serie »Tatort«

ARD-Tatort-Koordinator: Prof. Gebhard Henke, Leiter des WDR Programmbereiches
Film, Unterhaltung und Familie

Umschlaggestaltung: Weusthoff-Noël, Hamburg (www.wnkd.de)

Druck und Bindung: Clausen & Bosse GmbH, Leck

Printed in Germany 2009

ISBN 978-3-89705-660-2

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Er hatte es befürchtet. Wieder eine Einbahnstraße, wieder verkehrt, und die Zeit wurde knapp. Wenn er etwas hasste, dann war es Unpünktlichkeit. Vor allem wenn er selbst unpünktlich war. Das hasste er am meisten. Damit er heute pünktlich sein konnte, war er schon gestern losgefahren, hatte die Nacht in einem kleinen Hotel verbracht und war in aller Frühe wieder aufgebrochen.

Er nahm den Fuß vom Gas, warf einen Blick in den Rückspiegel, fuhr sich durch die blonden Haare und stellte fest, dass er immer noch gut aussah für die zweiunddreißig Jahre, die er auf dem Buckel hatte. Er musste grinsen. Auf dem Buckel! Was für ein spinnerter Gedanke, Kruzifix noch mal.

Ein Wagen hinter ihm hupte; Franz Kappl registrierte erst jetzt, dass er fast stehen geblieben war. Mitten auf einer Brücke über den Fluss, den er als Namensgeber dieser Stadt identifizieren konnte. Die Saar – und die dazugehörigen Brücken, die er alle schon mindestens einmal überquert hatte auf der Suche nach seinem neuen Arbeitsplatz. Der Fluss und die Brücken. Saarbrücken.

Am Ufer der Saar erhob sich ein alter Kran, an dem ein Fass hing mit weithin sichtbarer Werbung für Bier. Fast schon heimisch. Aber Kollegen hatten ihn gewarnt. Vor dem Bier und vor dem Land, das angeblich auch heute noch unter einer Decke von Ruß und Dreck begraben war. Montanindustrie – Kohle und Stahl. Davon konnte er allerdings nichts sehen. Im Gegenteil. Kein Ruß, allerdings auch keine vernünftige Beschilderung. Seit vierzig Minuten irrte er durch die Stadt. Es hätte schlimmer kommen können. Er mahnte sich, nicht voreilig zu urteilen. Es konnte immer schlimmer kommen. Sonst wäre er ja nicht hier.

Kappl seufzte, bog rechts ab, passierte einen eckigen Kasten, er schätzte den Bau auf Anfang siebziger Jahre, und dann einen Platz, auf dem unverkennbar das Staatstheater stand, ein Geschenk von Adolf Hitler. Trotzdem ein schöner Bau. Oder zumindest ein beeindruckender. Die Fahnen, die daran hingen und das Programm verkündeten, machten Kappl Appetit auf einen gediegenen Abend in einem Logenplatz. Die Werbung für die Gesangsabteilung des Staatstheaters war ihm auch schon aufgefallen: »So jung und schon Oper.« Ein Wortspiel ganz nach seinem Geschmack. Er war schon lange nicht mehr in der Oper gewesen, so richtig in feinem Zwirn mit einer schönen Frau am Arm. Das Problem war, die schöne Frau kennenzulernen, die zu ihm passte.

Aber vorher musste er erst mal diese verdammte Wie-hieß-sie-noch?-Straße finden. Irgendwas mit einem Grafen Johann. Er fuhr an der nächsten Ampel links, dann ein Stück geradeaus, rechts lag die »Garage«, eine Veranstaltungshalle. Langsam hielt er an, nahm sich noch mal den Stadtplan vor. Das hier musste die Bleichstraße sein. Auf der anderen Seite machte er ein Bordell aus, keine der Frauen gefiel ihm, Kappl würde sowieso nicht in den Puff gehen. Das war für ihn nicht viel besser als Vergewaltigung. Es war sexueller Missbrauch, nur mit anderen Mitteln.

Mit dem Finger fuhr er die Bleichstraße entlang. Warum hatte er eigentlich noch kein Navi? »Weil du ein störrischer, dickköpfiger Bayer bist, so wie ich auch«, hörte er seinen Vater sagen. Ein Bayer im Saarland. Gerade mal eine Million Einwohner, viel Fläche, wenig Stadt, und dann verfranzte er sich nach Strich und Faden. Peinlich. Vielleicht hätte er doch mal fragen sollen? Er beschloss, noch einen Versuch zu machen und im Falle des Scheiterns den nächstbesten Eingeborenen um Orientierung zu bitten.

Er setzte seinen Kombi wieder in Bewegung, ein Wunder, dass der uralte Benz nicht in die Knie ging. Kappl und sein Vater hatten ihn

vollgestopft bis an den Rand, fast seine gesamte Habe hatte er untergebracht. Ein paarmal bog er ab, stand plötzlich in einer Sackgasse, überzeugte sich davon, dass er das Schild tatsächlich übersehen hatte, musste rückwärts wieder rausfahren, musste einen anderen Weg nehmen, weil eine Baustelle den Weg versperrte, musste entnervt feststellen, dass die Straßenkarte von Saarbrücken alles andere als aktuell war. Er studierte das Impressum. 1989. Sein Vater hatte ihm die Karte zugesteckt und gesagt, in Saarbrücken habe sich in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren sowieso nichts verändert. Das sei tiefste Provinz. Der hatte gut reden. Traunstein war auch nicht gerade der Inbegriff einer pulsierenden Metropole. Sein Vater hatte ihm den Zeigefinger vor die Nase gehalten und sich auf alte politische Traditionen berufen: Hier die Preußen und da die Bayern. Kappl hatte sich informiert. Immerhin war nicht das ganze Saarland preußisch vorbelastet. Ein guter Teil hatte lange unter bayerischer Verwaltung gestanden. Aber das hatte dem Saarland nicht geholfen und half ihm jetzt auch nicht.

Verzweifelt streckte er die Waffen, machte ein älteres Paar aus, das händchenhaltend über den Bürgersteig schlenderte. Er ließ die Scheibe herunter, und noch bevor er etwas sagen konnte, waren die beiden heran und lächelten um die Wette. Kappl war nicht nach lächeln zumute, er setzte an, verschluckte sich, weil er in tiefstem Bayerisch hatte loslegen wollen, schnalzte ein paarmal mit der Zunge. Die beiden lächelten immer noch, begutachteten diskret den Inhalt des Kombis. Der große schwarze Kasten mit der ohrförmigen Ausbuchtung auf dem Beifahrersitz weckte augenscheinlich ihre Neugier. Endlich bekam Kappl seine Zunge in den Griff.

»Entschuldigen Sie bitte, wo geht's denn hier zur Polizei?«

Der Mann runzelte die Stirn.

»Ei, zu welcher dann?«

Kappl schloss kurz die Augen. »Zur Kripo.«

»Ach so, Sie menne die Kriminalinspektion. Jo.« Der Mann kratzte sich am Kopf und drehte sich zu seiner Begleiterin um. »Ei sa mo, Elfche, wie kummt ma noch dohin?« Aber bevor Elfche antworten konnte und Kappl die Verzweiflung übermannte, fiel ihm der Weg ein. »Ei das is jo ganz in der Näh! Ei do fahre Se hier gradaus, an der nägscht Ambel rechts und dann no da Poscht links rinn in die Einbahnstroß. Die ganz runner, dann nommo links, ähmol rechts und dann uff de links Seit. Das kammer gar nit verfehle.«

Kappl wollte weiterfahren, aber Elfche lehnte sich in den Wagen, ihre Augen flackerten vor Neugier.

»Me, mei Gudder, was hammer denn für e Problemche?«

Kappl biss sich auf die Zunge. Was auch immer ein »Gudder« sein sollte, er war es sicher nicht für diese Matrone, die den Benz mit ihrem Gewicht in gefährliche Schiefelage brachte. Mit dem Zeigefinger deutete er auf den Koffer, auf dem Elfche es sich gemütlich gemacht hatte, und senkte die Stimme fast zu einem Flüstern. Dabei lächelte er sein schönstes Lächeln, das er immer dann auflegte, wenn er ganz harmlos erscheinen wollte oder es auf eine Frau abgesehen hatte.

»Ich muss eine Leiche abgeben.«

Elfche zuckte zurück und schaffte es erstaunlicherweise, ihren Kopf aus Kappls Auto hinauszumanövrieren, ohne sich oder den Wagen zu beschädigen. Der Kombi schaukelte sich wieder in die Waagrechte. Kappl legte den Gang ein.

»Awweiler awwak«, war alles, was sie noch zustande brachte.

Kappl beschleunigte, sah im Rückspiegel Elfche und den Pfadfinder gestikulieren und die Köpfe schütteln. Er hatte sich gründlich geirrt. Es konnte schlimmer kommen. Und das war wahrscheinlich noch lange nicht alles.

Stefan Deininger räkelte sich wohlig. Er hatte hervorragend geschlafen, und sein Körper fühlte sich gut an, voll Kraft und Saft. Heute war kein Tag wie jeder andere, es war *der* Tag, auf den er gewartet hatte, seitdem er die Ernennung zum Kriminaloberkommissar ausgesprochen bekommen hatte. Und das war schon ein paar Jahre her. Auf der Fachhochschule für Verwaltung hatte er nicht besonders gegläntzt, aber seine Leistungen waren zufriedenstellend gewesen, und im Dienst hatte er sich bewährt. Sein ehemaliger Chef hatte vor Kurzem das Handtuch geworfen; gesundheitliche Gründe hatte er angeführt, aber Deininger wusste es besser. Max Palü hatte die Schnauze voll gehabt von dem ganzen Apparat. Als Leiter des K1, das sich um Kapitalverbrechen kümmerte, hatte er mit dem Staatsanwalt, dem Polizeipräsidenten, dem Innenminister und den Kollegen ständig über Kreuz gelegen.

Deininger sprang aus dem Bett, entledigte sich seines Schlafanzuges, stieg unter die Dusche, trällerte ein Lied vor sich hin: »Das Saarland is e rischtisches Gärtsche ...«

Die anschließende Rasur vollzog er besonders gründlich, passte auf, dass auch nicht das kleinste Härchen seines Schnurrbartes gefährdet wurde. Zähneputzen, mit Mundwasser gurgeln und dann der Anzug. Den hatte er sich extra für heute gekauft. Für seinen Geburtstag. Hellbeiger Feincord! Nur die Schuhe, das war irgendwie nichts gewesen, er hatte keine gefunden, die ihm gefallen hätten. Also zog er seine Lieblingstreter an. Fein gestreiftes Hemd, nicht zu grell, eine dunkle Krawatte, die er sich mit geschlossenen Augen um den Hals band. Die Sonne lachte mit ihm um die Wette, als er das Haus verließ. Bis die Kolleginnen und Kollegen kamen, hatte er noch zwei Stunden Zeit. Sein schwarzer Golf wartete auf ihn, nicht der neueste, aber zuverlässig wie ein Schweizer Uhrwerk und vor allem bezahlt.

Er genoss die langsame Fahrt durch die Dreißigerzone, die Tachonadel blieb knapp unter der erlaubten Geschwindigkeit. Er brauchte keine zehn Minuten bis zur Landespolizeidirektion, steckte seinen Dienstausweis in den Schlitz, die Schranke öffnete sich, er stellte seinen Wagen neben ein pinkfarbenedes Cabrio, drehte den Rückspiegel so, dass er sich sehen konnte, strich sich über den Schnurrbart, rückte die Krawatte einen Millimeter zurecht und atmete tief durch. Heute war der Tag der Tage. Er hatte es zwar noch nicht schriftlich, aber es gab ja niemanden außer ihm, der die Leitung der Mordkommission übernehmen konnte. Max hatte ihm alles beigebracht. Solide Polizeiarbeit, die auf Erfahrung beruhte, die darauf baute, schnell zuzuschlagen, die natürlich die Fakten nie aus den Augen verlor. Polizeiarbeit, die dem K1 eine Aufklärungsquote von achtundneunzig Prozent beschert hatte. Nur der Fall Pascal hatte die Bilanz versaut, Deininger lief es eiskalt über den Rücken, wenn er bloß daran dachte. Also verdrängte er die Erinnerung und konzentrierte sich auf die glänzende Zukunft, die vor ihm lag. Kriminalhauptkommissar und in ein paar Jahren Erster Kriminalhauptkommissar. Weiter wollte er gar nicht. Der gehobene Dienst war nichts für ihn. Sesselfurzer. Wichtige Sesselfurzer, aber trotzdem. Er brauchte die Straße, die Verhöre, den Kontakt zu Menschen und den Dingen, die zu ihm sprachen, wenn er nur genau hinsah und hinhörte.

Der Pförtner winkte ihn zu sich, gratulierte ihm zum Geburtstag und schenkte ihm ein paar kleine Handschellen zum Anstecken ans Revers. Deininger bedankte sich artig und zählte. Es war das siebte oder achte Paar. Auf jeden Fall war es gut gemeint, und er freute sich über die Geste. Immerhin keine Krawatte. Er sprang die Treppe hoch, durchquerte den grauen Flur, der bei Menschen mit schwach ausgeprägtem Selbstbewusstsein oder stark ausgeprägtem schlechten Gewissen

Gemütsverstimmungen auslösen konnte, allein dadurch, dass er an amerikanische Sicherheitstrakte erinnerte. Der Flur hatte bei einigen Verdächtigen schon bessere Wirkung gezeitigt als ein stundenlanges Verhör. Der graue Kunststoffbelag reflektierte das Licht nicht, sondern verschlang es.

Mit weiten Schritten durchmaß er den Gang des Grauens, bis er vor der Tür stand, an die ein Schild mit der Aufschrift »MOKO« geheftet war. Noch einmal rückte er die Krawatte zurecht, dann trat er ein. Niemand war da. Natürlich nicht. Um neun ging es erst los, immer noch viel Zeit. Aber das Buffet war schon geliefert worden. Er hob eine Plastikfolie an, schob ein paar Gurkenscheiben zurecht, fischte sich ein Stück Lyoner heraus und kostete. Ausgezeichnet. Ganz frisch, nicht zu weich und nicht zu fest im Biss, ausgewogen gewürzt, nicht zu viel Salz. Alle behaupteten, sie könnten Lyoner machen, aber das war ein Irrtum. Deininger kaufte seine Lyoner nur bei Metzgern, die die Wurst noch selbst herstellten. Manch andere Lyoner hatte die Konsistenz von Gummibällen, oder der Darm war aus Kunststoff, das Sakrileg schlechthin.

Er prüfte jede einzelne Platte, kontrollierte, ob genügend Crémant kalt stand, fand alles zu seiner Zufriedenheit. Jetzt konnten sie kommen.

Endlich. Die Landespolizeidirektion. Schon zehn nach neun. Franz Kappl stellte seinen Wagen am Straßenrand ab, er hatte noch keinen Dienstausweis und konnte folglich nicht auf den Parkplatz. Mit einem Griff schnappte er sich seine Lederjacke, schlug die Fahrertür zu und lief über die Straße. Menschen gingen aus und ein, niemand fragte ihn, wohin er wollte, also setzte er ein wichtiges Gesicht auf und betrat den Bau, der zum größten Teil eingerüstet war. Aber Farbe allein, dachte Kappl, wird

nicht reichen. Die Mauern strahlten Siebziger-Jahre-Mief aus, das Präsidium wirkte wie eine Festung, in die allerdings jeder hineinspazieren konnte, wie es ihm gefiel. Er suchte das K1 und wurde von einem zuvorkommenden Polizeikommissar zu einem Seitentrakt geschickt. Da allerdings war vorerst Endstation. Ein Kartenlesegerät und eine Codetastatur warteten auf seine Legitimation, die er nicht hatte. Zwei Beamte kamen über den Hof und steuerten auf den Eingang zu. Kappl wandte sich ein wenig ab, zog dann seinen bayerischen Dienstaussweis, den er vergessen hatte abzugeben, trat auf die Kollegen zu und bat um Einlass. Die beiden wechselten Blicke, die Kappl nicht deuten konnte. Aber sie öffneten ihm mit einem Chip die Tür, baten ihn herein und erklärten ihm den Weg:

»Immer geradeaus, die Treppe hoch, durch die Glastür und dann die vierte oder fünfte rechts.«

Kappl bedankte sich artig und schlüpfte in den grauen Flur, nahm die Treppe im Laufschrift, übersprang jede zweite Stufe, fand die Tür mit der Aufschrift »K1«, drückte sie auf und tauchte ein in eine Stille, die er von bayerischen Wäldern kannte, aber nicht von einer Polizeiinspektion. Nur von ferne drangen Geräusche an sein Ohr, die er aber nicht einordnen konnte. An der ersten Tür rechts prangte ein Schild: »Sachbearbeiter Raub, KK Müller, KK Helm«. Kappl klopfte nicht, er schob die Tür auf, die nur angelehnt war. Niemand da. Computer schnurrten, Neonröhren brannten, Akten lagen geöffnet auf den Tischen. Kappl rümpfte die Nase, verließ das entvölkerte Büro und versuchte es an der nächsten Tür. Nichts. Farbenfrohe Schilder nannten Dienstgrad und Funktion, aber niemand war zu Hause.

»Saarland.Polizei – Anzeigenannahme« stand auf einer Tür. Kappl rechnete nicht damit, jemanden anzutreffen, und so war es auch. Gähnende Leere. Aber die seltsamen Geräusche wurden lauter.

Angenehm eigentlich. Gelächter? Ja, da klang Gelächter über den Flur, das aber plötzlich abris und einer Frauenstimme Platz machte. Marilyn Monroe. Die Stimme klang wie die von Marilyn Monroe, aber er konnte den Text nicht verstehen. Er pirschte sich an die Quelle des Gesangs heran. Die Tür mit dem großen Schild »MOKO«, dahinter musste sich die Reinkarnation der Monroe verstecken. Vorsichtig öffnete er die Tür.

Der Raum stand voll Menschen, die ihm den Rücken zuehrten, alle waren so gebannt, dass niemand Notiz von ihm nahm. Er hatte sich nicht getäuscht. Da stand Marilyn Monroe in der Blüte ihrer Schönheit, die Fleischwerdung des Ideals Platinblondine, und sang sirenengleich: »Happy Birthday to you ...« Der Adressat des gehauchten Geburtstagswunsches stand Marilyn direkt gegenüber und entzauberte den Moment. Hellbeiger Feincord. Schnurrbart. Schwarze Hornbrille. Kappl musste schlucken. Aber man hatte ihn ja gewarnt. Fehlte nur noch, dass der Schnurrbartträger rot wurde. Als Marilyn dicht an ihn herantrat, eine Taschenlampe als Mikrofonattrappe in der Hand, wusste der Gratulant nicht mehr, wohin mit seinen Händen. Und er lief tatsächlich rot an. Kappl zählte. Die gesamte Abteilung musste hier sein. Fünfzehn Personen, davon fünf Frauen. Auf schmucklosen Tischen standen Platten, dicht belegt mit Schnittchen und Gürkchen, außerdem Obst und Gemüse und Körbe mit Brötchen aller möglichen Sorten. Ein dicker weißer Rettich zierte eine Papierserviette, gelbe Blümchen in ebenso gelben Übertöpfen verliehen dem Ganzen den finalen Spießbratenstrich.

Wie gut, dass es Marilyn gab. Kappl musste sich eingestehen, dass er schon lange keine Frau mehr angefasst hatte, außer bei einer Begrüßung per Handschlag. Mister Feincord grinste wie ein Honigkuchenpferd, Marilyn legte sich ins Zeug und säuselte: »Happy Birthday, zukünftiger Hauptkommissar!«, und Mister Feincords Verlegenheit äußerte sich in einer fast peinlichen Übersprungshandlung: Er ließ den Kopf zur Seite

pendeln und gab einen Laut von sich, den Kappl als »Ochabernäsowasisdasschön« interpretierte. Marilyn kam leider zum Ende, drückte Mister Feincord ein kleines Päckchen in die Hand, nahm seinen Kopf in beide Hände und outete ihn als »Stefan«. Dann küsste sie ihn einen Moment zu lange auf den Mund, was beim Publikum Begeisterungstürme hervorrief. »Aweiller Awwer«, drang es an Kappls Ohren, das hatte er bei dem Pfadfinder-Pärchen vorhin schon mal gehört, einige lachten verlegen oder prusteten neidisch. Man hatte ihn ja gewarnt! Dieser Stefan sollte also ursprünglich der neue Hauptkommissar werden. Und Leiter der Mordkommission. Heiliger Antonius!

Eine Frau Anfang fünfzig trat vor, reichte Stefan ein Sektglas. Kappl erkannte sie sofort. Das war Gerda Braun, Teilzeitsekretärin für Mord und Diebstahl, die Seele der Abteilung. Er hatte eine Kurzfassung der Personalakten angefordert und sie studiert. Ein feiner Wissensvorsprung.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Stefanche.« Sie stieß mit Mister Feincord an, die Gläser klirrten hell. Sekt schwappte aus ihrem Glas. Sie kicherte verlegen. Nobody is perfect, dachte Kappl und kratzte sich hinter dem Ohr. Er würde gut mit ihr zurechtkommen, da war er sich sicher. Frau Braun sprach weiter: »Und alles Gute für die Zukunft. Du wirst bestimmt ein guter Chef.«

Kappl wurde es heiß, er senkte den Kopf, der Brief in seiner Hosentasche wurde schwerer und schwerer. Auf jeden Fall würde Kappl *seinem* ehemaligen Chef einen gehörigen Einlauf verpassen. Er kam sich vor wie der Wolf in der Schafherde.

Das Publikum applaudierte, aber das Geburtstagskind grinste und winkte ab.

»Danke, Gerda, warten wir, bis es amtlich ist.«

Marilyn klimperte mit den Wimpern. »Wird schon, Stefan, wird schon!«

Gerade wollte Kappl dem Geburtstagskind eine gewisse Größe zugestehen, da nickte der, als sei er bereits Polizeichef, hob sein Glas und prostete den Gästen zu, ging die Reihe ab und stieß mit jedem an. Zum Schluss prostete er Marilyn zu.

»Prost, Kathi«, sagte er, und seine Stimme wurde weich. Die beiden waren kein Paar, das war Kappl klar. Wahrscheinlich eine Bekannte, die singen konnte, oder eine Schauspielerin vom Theater. Glückwünsche huschten durch den Raum, der »neue Chef« wurde von allen mit Wohlwollen akzeptiert. Kappl entschied, dass die kleine Feier einen Höhepunkt brauchte, und trat einen Schritt vor.

»Guten Tag«, grüßte er.

Mister Feincord, angeblich »zukünftiger Hauptkommissar und Leiter des K1, der Saarbrücker Mordkommission« Stefan Deininger, wandte sich dem Besucher zu und erteilte, ganz der neue Chef, Auskunft.

»Anzeigerstattung ist auf Zimmer 315, rechts den Flur runter.«

Kappl drehte sich leicht, wies auf die Tür, bemühte sich, seine Ungeduld zu verbergen. »Da steht »Komme gleich!.«

Stefan Deininger lachte und erteilte dem Besucher eine Lektion. »Dann warten Sie halt vor der Tür, bis gleich jemand kommt.« Die anderen stimmten ein in sein Lachen, Kappl schwoll der Kamm, aber er beherrschte sich. Abgerechnet wurde immer erst am Schluss. Also blieb er ganz ruhig und machte das, was er als Profi immer machte: erst mal die Fakten abklären.

»Hier ist doch das K1?«, fragte er und schaute sich um.

Ein älterer Mann mit dunkler Stimme gab ihm Antwort: »Ja, wieso?« Das musste Horst Jordan, der Leiter der Spurensicherung, sein.

Mit einer Bewegung, als wollte er einen Colt ziehen, flog der Brief aus seiner Gesäßtasche hin zu Stefan Deininger.

»Dann bin ich hier richtig.« Kappl hielt Deininger das auf den ersten Blick harmlose weiße Blatt Papier hin. Der stellte sein Glas auf den Tisch, griff mit einer Hand zu, in der anderen hielt er noch das Geschenk, das ihm Kathi überreicht hatte. Der Brief flatterte auseinander, Deininger begann zu lesen und erbleichte.

»Aber ... das kann ja wohl nicht ...« Er hob den Kopf, die Leichenblässe war einer gefährlichen Rotfärbung gewichen.

Kappl beschlich ein ungutes Gefühl, sein schlechtes Gewissen regte sich. Vielleicht hätte er doch unter vier Augen mit Deininger reden sollen.

»Das gibt's ja wohl nicht«, sagte der, drückte Gerda Braun den Wisch in die Hand, die ebenfalls zuerst blass wurde, um dann rot anzulaufen. Marilyn begriff nichts, außer dass die Stimmung schlagartig unter den Gefrierpunkt gesunken war.

»Was ist denn los?«, fragte sie und wandte sich an Kappl. »Wer sind Sie denn überhaupt? Was wollen Sie hier?

Kappl hatte inzwischen begriffen, dass er einen Fehler gemacht hatte. Ja, dieser Deininger hatte sich ziemlich aufgeblasen und ihn, Kappl, mit seiner Bemerkung über die Anzeigenaufnahme vor allen lächerlich gemacht. Ja, dieser Deininger hatte das Bärenfell schon an die Wand gehängt, obwohl Meister Petz noch frei herumlief. Und ja, dieser Deininger, dieser Prototyp eines Provinzbullen mit seinem Feincord, den Buchhalterflecken an den Ellbogen und den Fitnessstretern, war ihm schlicht unsympathisch. Vorsichtig formuliert. Da war wohl im Verwaltungsapparat gründlich was schiefgegangen. Wäre nicht das erste Mal gewesen, und es würde auch nicht das letzte Mal sein, und der

Meister des Feincords konnte nichts dafür. Also versuchte Kappl sich in Schadensbegrenzung.

»Kappl, Franz«, sagte er möglichst verbindlich und lächelte dabei, als wollte er einen Staubsauger verkaufen. »Aus Traunstein.« Nichts als fragende Blicke. »Euer neuer Hauptkommissar.« Das Lächeln wurde anstrengend. »Seit«, er schaute auf die Uhr, bemüht, witzig zu wirken, »seit genau vierzehn Stunden und achtunddreißig Minuten.«

Der Effekt war durchschlagend. Stefan Deininger stürmte aus dem Raum wie ein angeschossener Tiger.

Kappl steckte das erst mal weg und legte nach. »Guten Tag, Kollegen.« Was ein Strahlen über das ganze Gesicht werden sollte, geriet zu einem verkrampften Verziehen der Mundwinkel. Er spürte sein Blut in den Adern.

Gerda Braun murmelte etwas, das wohl »Guten Tag« heißen sollte, klackte ihr Sektglas auf den Tisch und verließ den Raum wie ein Racheengel. Horst Jordan drückte Kappl den Brief in die Hand, schaute an ihm vorbei und quetschte eine Begrüßungsfloskel zwischen den Zähnen hindurch. Ein anderer begaffte Kappl, als käme er aus dem Zoo. Na toll, dachte Kappl. Ich habe keine zehn Sekunden gebraucht, um aus einer beschwingten Feier ein Begräbnis zu machen. Nur Marilyn war geblieben und schaute Kappl mitleidig an.

»Ja. Tag.«

Sie stellte ihr Glas ab und wandte sich ihm im Gehen noch einmal zu.

»Tut mir leid, aber das kommt alles ...«, sie zögerte, machte eine Bewegung, die ihre Hilflosigkeit ausdrückte, »... sehr überraschend.«

Schon war sie verschwunden, und nur der Duft ihres Parfüms und der Klang ihrer samtweichen Stimme blieben zurück.

Kappl sah ihr hinterher und knetete seine Jacke in den Händen.

»Ja«, sagte er zu den Gewürzgurken, »das Gefühl habe ich auch. Sein Magen knurrte. Eigentlich hätte er sich so ein Buffet zu *seiner* Begrüßung gewünscht. Und ein Spruchband mit »Willkommen, Kappl!« oder irgendetwas in der Art. Nur eine Geste. Stattdessen hatte er so tief ins Klo gegriffen, dass er nicht wusste, wie er seine Hand da wieder herausbekommen sollte.

Er trat zum Buffet, nahm sich ein Schnittchen, biss hinein. Wirklich lecker. Der Nudelsalat ebenfalls. Und das Weißbrot war knusprig frisch. Er begutachtete die Etiketten der Weinflaschen. Weißburgunder, Jahrgang 2003. Grauburgunder, 2006. Alles Weine aus der Gegend. Perl, Wintringen. Mosel-Saar-Ruwer. Das Anbaugebiet kannte man sogar in Bayern. Er studierte die Etiketten. Qualitätsweine, mit Prädikat und Auszeichnungen, stellte die Flaschen zurück. Okay, er hätte vorsichtiger vorgehen können. Aber er konnte für die Schlamperei der Personalverwaltung ebenso wenig wie Stefan Deininger.

Mit spitzen Fingern fischte er sich eine Gewürzgurke von einer Platte und kaute genüsslich. Kappl beschloss, die Sache mit Deininger zu klären und noch mal von vorne anzufangen. Mit so einer miesen Stimmung im Team wollte er nicht einsteigen. Wäre er an Deiningers Stelle gewesen, er hätte jetzt beim Personalchef gestanden und seinem Frust freien Lauf gelassen.

Er zog noch mal den Brief zu Rate. Zimmer 324. Sein neues Büro. Bevor er ging, genehmigte er sich noch ein Stück Lyoner und fand, dass diese Art der Fleischwurstzubereitung durchaus ihren Reiz hatte. Neben der Zubereitung war die Aussprache wichtig, das hatte er in einem Saarlandführer gelesen. Nicht wie die Stadt Lyon mit »er« am Ende, sondern »Lie-oh-ner«. Nichts gegen anständige »G'schwollene« oder einen Leberkäs von Kappls Metzgerei in Traunstein, aber immerhin

genießbar. Gut. Die Willkommensfeier war zu Ende, jetzt hieß es die Arbeit aufnehmen.

Er trat hinaus auf den Flur, der verlassen und einsam vor ihm lag, alle hatten sich in ihre Büros verkrochen. Ohne die Zimmernummer hätte Kappl ein Problem gehabt. Nirgends stand sein Name zu lesen. Nicht zu fassen. Was war das hier für ein Schlampladen? An Zimmer Nummer 324 prangte nur der Name seines neuen Kollegen: »Stefan Deininger, Kriminaloberkommissar«. Darüber fehlte offensichtlich ein Namensschild. Kappl konzentrierte sich einen Moment, dann trat er ein.

Deininger war nicht da. Aber immerhin war sein zukünftiger Schreibtisch aufgeräumt. Nur Maus und Tastatur warteten und, nicht zu glauben, ein Computermonitor mit Bildröhre. Unter dem Tisch stand ein Rechner, der damit angab, dass Windows 2000 auf ihm installiert sei. Kappl atmete auf. Wenigstens ein halbwegs vernünftiges Betriebssystem, obwohl er lieber mit Unix arbeitete. Ein Fax blinkte auf einem Rolltisch, ein Tintenstrahldrucker wartete auf Befehle.

Deiningers Schreibtisch zeigte deutliche Spuren ständiger Benutzung: Schreibwerkzeuge, Akten, eine Kaffeetasse, aber nichts Persönliches. Kein Bild von einer Freundin, Frau oder von Kindern. Kappl hatte das auch nicht erwartet. Deiningers Akte hatte ihn als engagierten Polizisten geschildert, der sein Privatleben ganz in den Dienst der Arbeit stellte. Sein Überstundenkonto platzte aus allen Nähten, und es gab einige Vermerke, in denen er aufgefordert worden war, Überstunden abzubauen. Wenigstens das hatten sie gemeinsam. Ansonsten galt Deininger als Quertreiber, ja schon fast als Anarchist, der seine Gefühle nicht unter Kontrolle hatte und deswegen im Personalkarussell noch am Kartenschalter stand. Die Reaktion vorhin war dafür ein klares Indiz gewesen.

Kappl lehnte sich an die Fensterbank, betrachtete die Autos auf dem Parkplatz. Eine junge Frau kam aus dem Eingang. Kappl stutzte. Marilyn. Ja, das war Marilyn. Allerdings ohne Perücke, ihre eigenen Haare waren eher honigfarben als platinblond. Das weiße Kleid hatte sie gegen einen knielangen Rock getauscht, statt der hochhackigen Fersenbrecher trug sie braune Lederstiefel. So gefiel sie ihm wesentlich besser. Ihr Gang war selbstbewusst und gerade so, als wäre sie in Eile, aber noch nicht in Hetze. Sie fuhr sich durch die langen lockigen Haare, blickte sich noch einmal um. Eine bildschöne Frau, die pure Lebenslust ausstrahlte, eine Versuchung für jeden Mann. Wie sie wohl damit zurechtkam? Kappl rief sich zur Ordnung. Er sah Marilyn in ihren Peugeot 106 steigen, sie hantierte noch irgendetwas, dann fuhr sie zügig vom Hof.

Kappl ließ sich an seinem Schreibtisch nieder, griff sich eine Akte und vertiefte sich in die Ermittlungen einer wahrscheinlichen Selbsttötung.

Es hatte Stefan Deininger nichts genutzt. Fünf Minuten hatte er im Personalbüro Dampf abgelassen. Aber die Sachbearbeiterin, deren Namen er noch nicht mal kannte, hatte nur dagesessen wie ein Buddha und gegrinst. Seit zwanzig Jahren riss er sich jetzt hier den Arsch auf, und dann setzten ihm diese ... diese ... – er fand kein passendes Wort, schnappte nach Luft und wurde fündig – diese *Grünlichtblockierer* so einen arroganten Schülerlotsen aus Bayern vor die Nase! Aber der würde sich noch umgucken! Schließlich kannte *er* das Saarland wie seine Westentasche. Bevor dieser Kappl überhaupt piepen konnte, würde er die richtige Spur gewittert haben, egal in welchem Fall, und sie gnadenlos verfolgen. Der bayerische Schnösel würde sich ein ums andere Mal so blamieren, dass er sich wünschte, er wäre in seinem verfluchten Traunstein geblieben.

Magensäure kratzte in seiner Speiseröhre. Der Verkehr donnerte über die Stadtautobahn, die Saarbrücken zerschnitt wie eine hässliche Narbe, die schmerzte, sobald man an sie dachte. Er straffte sich, ging ein Stück an der Saar entlang und dann schnurstracks zu Ediths Kiosk.

»Gehen Sie nicht über Los, werden Sie nicht Hauptkommissar, verfluchte Scheiße noch mal«, grummelte er vor sich hin. Er baute sich an der Theke auf, und Ediths Blick verriet ihm, dass man ihm seinen Frust auf hundert Meter ansah.

»Tach, Edith, gib mir 'nen Schnaps.«

Edith trocknete ein Glas ab und zog die Augenbrauen hoch. »Schnaps? Schon so früh? Was is denn, Stefansche?« Wäre es nicht Ediths Kiosk gewesen, er hätte den Laden am liebsten in Schutt und Asche gelegt.

»Nix is. Das is!« Er verzog keine Miene.

Edith zuckte die Schultern und schenkte ihm einen Klaren ein. »Und was willst du diesmal wissen?«

Deiningers kippte den Schnaps und schüttelte sich wohlig. »Nix.«

Edith schürzte die Lippen. »Das kannst du deiner Oma erzählen, aber nicht mir! Also. Rück schon raus damit.«

Deiningers riss es in den Eingeweiden. Am liebsten hätte er die ganze Flasche leer gemacht, aber damit hätte er dem Neuen nur einen Vorwand gegeben, ihn rauszuschmeißen.

»Nix is mit Hauptkommissar!«

Edith ließ die Flasche dumpf auf den Tresen sinken. »Awwer, das kann doch nit sin!« Sie schenkte ihm einen zweiten Schnaps aus, aber er winkte ab.

»Nee, nee. Dem wird ich's zeigen. Weißt du was?«

Edith nickte. »Klar weiß ich was! Das weißt du doch.«

Deiningers stach seinen Zeigefinger in den Himmel. »Der kriegt jetzt erst mal eine anständige Überdosis!«

Edith griff seine Hand. »Mensch, Stefansche, jetzt mach awwer mo ke Kwatsch!« Sie wechselte wieder ins Hochdeutsche. »Das ist es doch wirklich nicht wert.«

Deininger grinste teuflisch. »Und ob es das wert ist.«

Kappl suchte und fand das Personalbüro, nahm seinen Dienstausweis entgegen und das Namensschild für die Tür, ignorierte die neugierigen Blicke, bedankte sich mit schiefem Lächeln für die vorbildliche Abwicklung, ignorierte die daraufhin feindseligen Blicke, ignorierte die Tür, die er offen stehen ließ, fuhr sein Auto in den Hof, nahm seinen Laptop und kehrte ins Büro zurück.

Er hatte den Dienstrechner hochgefahren, sich die Software angesehen und war in leise Verzweiflung verfallen. Ein Intranet war natürlich vorhanden, er hatte auch Zugang zu allen einschlägigen Polizeidatenbanken. Aber das war es auch schon. Eine Textverarbeitung gab es, die allerdings schon vor fünf Jahren auf den Markt gekommen war. Eine Tabellenkalkulation – Ende. Seine Kollegen in den Staaten hätten die ganze Abteilung erst mal dichtgemacht und technisch auf den neuesten Stand gebracht. Vielleicht hätte er das Angebot doch annehmen sollen. Nein, die Entscheidung war richtig gewesen. Solange sein Vater ihn brauchte, würde er Deutschland nicht verlassen. Wenn es ernst wurde, konnte er innerhalb von vier Stunden zu Hause sein. Er schob den klobigen Monitor zur Seite, der mindestens vier Kilo wog, und packte seinen Laptop aus. Ein Geschenk des New York Police Departments. Offiziell. Inoffiziell hatten die Kollegen zusammengelegt, und das Department hatte die Software beigesteuert, die allerdings einen Wert von gut und gerne zehntausend Euro hatte. Analyseprogramme,

Falldarstellung, Zeitstrahlsoftware, Netzplan. Elektronische Datenhaltung für jedes verdammte Detail eines Falls. Bei den New Yorker Kollegen war eine ganze Abteilung mit hundertdreißig Kollegen nur mit der Erfassung der Daten beschäftigt, sodass jederzeit alle Informationen über jedes Ermittlungsverfahren im Intranet zugänglich waren. Indizes ermöglichten die blitzschnelle Erkennung von Querverbindungen, ein ausgefuchstes System von Berechtigungen verhinderte unautorisierte Zugriffe. Zumindest theoretisch.

Kappl schloss den Laptop an, verband ihn mit dem Drucker und dem Intranet, fuhr ihn hoch und sinnierte über dem Logo des NYPD, als Stefan Deininger mit Gerda Braun im Schlepptau und Aktenstapeln auf dem Arm hereinkam und sie ihm auf den Schreibtisch knallte. Ein Papierberg, der einzustürzen drohte und dabei zweifelsfrei seinen Laptop unter sich begraben würde.

»So, Herr Kappl, das sind sämtliche Personalakten des K1 und unsere aktuellen Ermittlungsakten. Da können Sie sich ein Bild vom Stand unserer Leichensachen machen.«

Deiningers beleidigt-überhebliches Gesicht ließ Kappls Blut kochen. Normalerweise hätte man ihm für eine solche Unverschämtheit eine Abmahnung aussprechen müssen. Und dann wären alle Chancen auf eine Beförderung für die nächsten zehn Jahre beerdigt gewesen. Aber er sagte sich, Mach langsam, Kappl, der arme Kerl hat jahrelang auf seine Beförderung gewartet, und jetzt sitzt du ihm vor der Nase. Er registrierte, dass Frau Braun mit dem Vorgehen wohl nicht so glücklich war. Sie zog sich mit gequälter Miene zurück. Nein, er würde nicht mit dem Vorschlaghammer kommen, sondern den Fehdehandschuh aufnehmen. Eine Überdosis Akten? Kein Problem. Die Personalakten kannte er ja schon grob und die Leichensachen? Das war erst mal Deiningers Geschäft.

Kappl legte anständig Eis in seine Stimme. »Aktenvortrag.« Er wartete einen Moment und fixierte Deininger. »Bitte«, schob er nach, in einem Ton, der jedem Autisten klarmachte, dass es der Befehl eines Vorgesetzten war. Kappl wich dem Blick seines Untergebenen nicht aus. Deininger hielt dreißig Sekunden durch, dann griff er sich die erste Akte.

»Ein Reitunfall.« Kunstpause. Er ließ die Akte auf Kappls Schreibtisch plumpsen.

»Zwei Selbstmorde, einmal Brücke, einmal Pulsadern.« Plumps, plumps.

»Eine Rentnerin, seit vier Wochen tot in der vermüllten Wohnung.« Plumps.

»Und hier noch eine Unfallflucht mit Todesfolge auf der A 6«, er legte Nachdruck in die letzten beiden Worte und verschränkte demonstrativ die Arme hinter dem Kopf, »Herr Kappl.«

Kappl schürzte die Lippen. Das kannst du haben, dachte er. Mal schauen, wer von uns weiter pinkeln kann. Also schlug er den Deckel der Akte »Unfallflucht mit Todesfolge« auf. Gut. Ein Inhaltsverzeichnis mit Verweis auf den Spurenordner, den Deininger ebenfalls mitgebracht hatte. Kappl versank in den Ermittlungen, saugte die Fakten auf, studierte die Fotos, das Tatbild, den Tatort. Insgesamt gute Arbeit, stellte er fest. Vergeblich suchte er den Verweis auf das Tatortvideo. Hatten die nicht gefilmt? Er machte sich eine Notiz.

Die nächste Akte. Die Pulsadern. Wie erwartet eine blutige Angelegenheit, denn die junge Frau hatte offenbar gewusst, was sie tat, und nicht nur herumgespielt und sich ein bisschen die Haut geritzt. Mit einem gezielten Schnitt hatte sie sich die Pulsader des rechten Handgelenks geöffnet. Das Blut war quer durch den Raum gespritzt. Immer wieder spitzte Kappl zu Deininger hinüber, aber dessen Miene blieb versteinert.

Zurück zur Selbsttötung. Abschiedsbrief vorhanden. Motiv vorhanden. Keinerlei Hinweise auf Fremdeinwirken. Die Akte konnte zum Staatsanwalt. Kappl machte den entsprechenden Vermerk, unterzeichnete mit »KHK Franz Kappl, Leiter K1« und legte die Akte zu den erledigten.

Die Zeit lief davon, wie sie es immer tat, wenn Kappl sich in die Materie vertiefte. Die Stimmung hatte sich immer noch nicht verbessert, wie zu erwarten. Was hast du auf dem Führungsseminar gelernt?, fragte er sich. Ein guter Vorgesetzter ist Vorbild, stellt seine persönlichen Empfindlichkeiten zurück und vermittelt bei Konflikten. Er versuchte Augenkontakt mit Deininger herzustellen, aber der ignorierte ihn geflissentlich.

Kappl räusperte sich lautstark, und tatsächlich, Deininger erbarmte sich und blickte auf.

»Vielleicht sollten wir einfach ...«

Kappl kam nicht dazu, zu Ende zu sprechen. Gerda Braun stürzte in den Raum, außer Atem, Sorgenfalten im Gesicht.

»Leichenfund, weiblich, Mitte zwanzig, An der Mühle 2. Streife ist schon angefordert.«

Deininger machte im Sitzen eine Drehung, griff sein Jackett, wiederholte, was Gerda Braun gerade eben gesagt hatte.

»An der Mühle 2? Weiblich, Mitte zwanzig? Scheiße!«

»Was ist denn?«, fragte Kappl leicht genervt. So ein verdammter Hühnerhaufen hier.

Gerda Braun schien ein Gedankenblitz getroffen zu haben. Sie verlor schlagartig ihre Gesichtsfarbe.

»Ach Gott! Da wohnt ja es Kathi.« Sie knetete den Zettel, auf dem sie sich die Adresse aufgeschrieben hatte.

»Kathi?«, fragte Kappl. »Welche Kathi?« Noch während er die Frage stellte, beschlich ihn ein ungutes Gefühl.

»Na unsere Kathi, Kathi Schaller, die Marilyn. Die mit der Perücke. Die hatte sich für heute Nachmittag freigenommen.«

»Ach du Scheißel!« Kappl sprang auf und rannte seinem Kollegen hinterher, holte ihn erst ein, als der schon im Wagen saß und den Motor startete.

Kappl klatschte das Blaulicht aufs Dach, Deininger gab Gas, dass die Reifen auf dem Asphalt durchdrehten. Kappls Herz schlug bis in den Hals. Er war noch keinen Tag hier im Dienst, und schon flatterte die erste Leiche auf den Schreibtisch. Und noch dazu eine Kollegin und Bekannte seines verprellten, hochnervösen Kollegen Deininger, dessen Alarmlampen sowieso schon auf Rot standen. Genauso verhielt er sich. Der Blick stur auf die Straße geheftet, kein Wort, der ganze Körper ein Block aus Eisen, ein Fahrstil wie Michael Schumacher.

Sie brauchten keine zehn Minuten, Deininger machte eine Vollbremsung, sprang aus dem Auto, ließ den Schlüssel stecken und die Tür offen; Kappl fluchte, zog den Schlüssel ab und knallte die Tür zu. Wenn das so weiterging, würde der Kerl noch den Tatort unbrauchbar machen. Er sprintete hinterher, die Treppe hoch. Deininger wurde langsamer. Wahrscheinlich jagte die Angst vor der gnadenlosen Wahrheit, vor der Tatsache, dass Kathi tot war, durch seinen Körper. Eine Polizeikommissarin stand an der Tür, machte den Weg frei, Deininger blieb kurz stehen.

»Wo?«, fragte er tonlos.

Die Kollegin drehte den Kopf in Richtung Wohnung.

»Im Wohnzimmer. Die Nachbarin hat sie gefunden und 110 angerufen.«

Deiningers ging weiter, Kappl holte tief Luft. Die Tatortbereitschaft war noch nicht da, jetzt hieß es Schadensbegrenzung, damit keine Spuren zerstört wurden. Hatten die saarländischen Polizisten denn gar keine Ahnung von Todesermittlungsarbeit? Zumindest für die Schuhe hätten sie Überzieher anlegen müssen. Beim ersten Blick auf den Türrahmen waren Kappl die Einbruchspuren aufgefallen. Die Folgen des Hebels am Schließzylinder waren deutlich zu erkennen.

Er folgte Deiningers durch einen schmalen Flur; zumindest gab es keine sichtbaren Schuh- oder Fußspuren, in die Deiningers hineintrampelte. Wie ein Anfänger benahm er sich oder doch wie ein Geliebter? Kappl war sich nicht sicher. Bei der Feier hätte er schwören können, dass die beiden nichts miteinander hatten, aber jetzt?

Der Anblick einer Leiche war nie angenehm, auch nicht nach zehn Jahren. Aber für Kappl gab es Zeit zum Trauern, nämlich wenn der Job gemacht war, und Zeit zum Ermitteln, und die war genau jetzt. Sie traten um die Ecke. Kappl nahm das Bild in sich auf, so wie er es von seinen amerikanischen Kollegen gelernt hatte. »Schalte alle Emotionen aus. Werde zur Kamera. Werde zum Automat. Das klingt brutal und unmenschlich, aber du brauchst es, um die Fakten zu erkennen. Und das, was hinter den Fakten steckt.«

Also ließ Kappl seine innere Kamera laufen: eine Frau, mir persönlich bekannt, etwa Mitte zwanzig, attraktiv. Rückenlage. Gesicht zur Eingangstür hin gewandt, Augen offen. Beine nach links angewinkelt, der rechte Arm unter ihrer rechten Seite. Drei Einschüsse in der Brust. Eine Blutlache hat sich unter der Toten ausgebreitet und den hellen Teppich links von ihrem Oberkörper in einem Durchmesser von etwa sechzig Zentimetern durchtränkt und eingefärbt. Folgerung: starker Blutverlust vor Eintritt des Todes. Kollege Deiningers kniet vor der Toten, betrachtet sie eingehend. Beim ersten Anblick hat er einen Moment geschwankt und

dabei an einer Wand Fingerspuren hinterlassen. Er ist emotional schwer involviert. Außer einem gehauchten: »Oh Gott«, sagt er nichts. Nach etwa dreißig Sekunden springt er auf und verlässt fluchtartig den Tatort.

Kappl schaltete seine Kamera wieder aus, zog sich vorsichtig zum Eingang zurück, der immer noch von der Kollegin bewacht wurde.

Er baute sich vor ihr auf und lächelte.

»Verzeihung, wie ist Ihr Name?«

»Maria Müller.«

»Sehr gut. Und wie ist mein Name?« Kappl hörte nicht auf zu lächeln.

»Wie? Das verstehe ich nicht. Ich kenne Sie ja gar nicht.«

Kappl nickte zustimmend und wartete noch einen Moment, um ihr eine Chance zu geben. Sie schluckte hart.

»Ich meine«, stotterte sie, »Sie sind doch mit dem Stefan gekommen, da muss das doch seine Ordnung haben, oder nicht?«

»Mit dem Stefan! So, so. Und der darf beliebig irgendjemanden an einen Tatort schleppen, der weder gesichert noch erfasst worden ist?«

Maria Müller begann zu schwitzen. »Nein, natürlich nicht, aber so ist das hier. Wir kennen uns halt und vertrauen uns.«

Kappl zog seinen Ausweis und hielt ihn der Beamtin vor die Nase. Die las und schwitzte noch ein bisschen mehr.

»Ach Sie sind das ...« Sie unterbrach sich und biss sich auf die Lippe.

Kappl kämpfte seine Wut nieder. »Sie haben verdammtes Glück, dass ich heute meinen ersten Tag hier habe und deshalb Gnade vor Recht ergehen lasse. Wenn ich so etwas noch mal erlebe, dann haben Sie ein Diszi am Hals, dass es nur so kracht«, flüsterte er. »Ist die Tatortbereitschaft informiert?«

»Ja, natürlich, die müssen jeden Moment kommen.«

»Warum ist der Tatort noch nicht abgesperrt?« Kappl hob die Hand. »Ich will es gar nicht wissen. Heute ist Generalamnestie. Aber ab morgen,

und das können Sie Ihren Kollegen gerne per Flurfunk mitteilen, mache ich jeden, der schlampt, anständig zur Sau. Ist das klar?»

Maria Müller nickte nur stumm. Kappl ging die Treppe hinunter und wurde kurz vor dem Ausgang von einer weiteren Beamtin gestellt, die allerdings die Hand an die Waffe legte und ihn anrief, er solle sich identifizieren.

Na wenigstens eine, die anständige Arbeit leistet. Er zog seinen Ausweis, die Kollegin entspannte sich und setzte zu einer Entschuldigung an, aber Kappl winkte ab.

»Das haben Sie genau richtig gemacht, Frau ...?»

»Müller. Sigrid Müller.«

Kappl verzog das Gesicht. »Haben Sie eine Schwester, die auch Polizistin ist?»

»Ach, Sie meinen die Doro Müller?»

Kappl lachte kurz. »Nein, das ist wohl eine Verwechslung, kein Problem. Machen Sie weiter. Schönen Tag noch.«

Er trat auf die Straße, hielt allen Beamten seinen Ausweis hin. Zufrieden registrierte er, dass der Tatort endlich abgesperrt wurde. Grünweißes Band mit der Aufschrift »Polizei« hielt die Gaffer davon ab, noch mehr Spuren zu zerstören.

Männer in weißen Anzügen machten sich bereit. Einen erkannte Kappl von der Feier. Es war Horst Jordan, der Chef der Tatortbereitschaft und der Spurensicherung. Er trat zu ihm.

»Spurensicherung?»

Der Mann ließ sich nichts anmerken. Kein Wiedererkennen. Kein »Ach Sie sind das, Herr Kappl. Na dann man los.« Nichts. Pure Feindseligkeit.

»Ja?»

»Wer ist der Leiter?»

»Ich.« Knapper ging's nicht.

»Wie heißen Sie?« Kappl fragte sich, ob Jordan ihm nur seinen Nachnamen nennen würde oder vielleicht nur die Initialen.

»Horst Jordan.«

Immerhin. Vor- und Zuname. Das war doch zumindest einen Händedruck wert. Kappl streckte ihm die Hand hin, und Jordan wollte tatsächlich zugreifen, aber er hatte bereits die Latexhandschuhe an, und beide zogen ihre Hände wieder zurück. Genug Höflichkeiten gewechselt, dachte Kappl und holte zum Erstschlag aus. Die würde er schon in die Spur bekommen.

»Wo ist der Videokoffer?«

»Ich fotografiere nur.« Jordan wandte sich ab und tauchte unter der Absperrung hindurch.

»Ihr setzt kein Video zur Aufzeichnung am Tatort ein?« Kappl machte zwei Schritte auf ihn zu.

Jordan gab einen Laut von sich, der wohl »Nein!« heißen sollte. Damit hatte Kappl gerechnet.

»Ab sofort wird auch gefilmt, einschließlich der Gaffer vor der Absperrung.« Sein Befehlston gefiel Jordan offensichtlich nicht wirklich. Er grinste.

»Das machen noch nicht mal die Amis im Fernsehen.«

Genau die Antwort hatte Kappl erwartet.

»Das machen die sogar in der Praxis, weil sich in zwanzig Prozent aller Fälle der Täter am Tatort blicken lässt.«

Jordan glaubte anscheinend immer noch, Kappl wolle nur Konversation machen. Kappl wusste, dass Jordan als Leiter der Tatortbereitschaft die Hoheit über den Tatort besaß und darüber entscheiden konnte, wer hineindurfte und wer nicht. Selbst wenn der Innenminister gekommen wäre – Jordan hätte ihn des Tatorts verweisen

können. Aber wie die Ermittlungen geführt wurden, das entschied einzig und allein der Leiter des K1, und das war Franz Kappl. Jordan wandte sich zum Gehen. »Ich glaube nur der Statistik, die ich selber gefälscht habe.« Er lachte überheblich.

Es war an der Zeit, das Wettpinkeln zu beenden und klarzustellen, wer hier das Sagen hatte. Kappl griff Jordan unsanft am Arm, riss ihn zu sich herum, setzte eine Krokodilsmiene auf.

»Ich will, dass ihr filmt, klar?«

Jordan hob den Kopf, machte sich frei, ging einen Schritt rückwärts und nickte fast unmerklich. Kappl erkannte, dass er bei Jordan wohl die richtige Strategie angewandt hatte. Würde er Deininger so anpacken, würde es in einer Prügelei enden. Deininger und er – zwei Alpha-Tiere, die um denselben Knochen balgten, jeder davon überzeugt, dass er nur ihm selbst zustehe. Aber so war nun mal das Leben.

Kappl stellte sich den Beamten vor, besprach die weitere Vorgehensweise und bemühte sich, von deren Erfahrung und Kenntnis der Verhältnisse zu profitieren. Deininger war abgetaucht, und das war auch gut so, in dem Zustand konnte er ihn nicht gebrauchen. Nach einer guten Stunde meldete Maria Müller, dass der Tatort jetzt begehbar sei, die Pfade seien abgesteckt. Kappl betrat erneut die Wohnung, die jetzt von Menschen in weißen Anzügen bevölkert war. Er suchte Horst Jordan und teilte ihm leise mit, dass Deininger den Tatort betreten und wo er wahrscheinlich seine Spuren hinterlassen hatte und dass man das nicht an die große Glocke hängen müsse, schließlich hänge Deininger ja emotional tief drin in der Sache. Jordan nickte nur, und Kappl fragte sich, ob er sich nicht vielleicht zu sehr einschleimte. Wie auch immer. Mit Jordan musste er auf jeden Fall auskommen, der Mann war ein verdammt guter Polizist, seine Akte strotzte von Belobigungen. Das mit dem Video war zwar keine Kleinigkeit, aber bisher hatten Jordan und sein Team mit

ihren Methoden hervorragende Ergebnisse erzielt. Was Kappl so aufgebracht hatte, war das stoische »So haben wir es immer gemacht, so werden wir auch weiter machen«, das Jordan vor sich hergetragen hatte wie einen Schutzschild. Mit dieser Einstellung hatten sie keine Chance gegen echte Kriminelle. Einen Beziehungstäter, der ein einziges Mal in seinem Leben tötet, konnte man auch mit dem Einsteigerpaket für kleine Detektive fangen und überführen. Meistens kamen die sowieso nach ein paar Tagen an und legten ein Geständnis ab. Aber Berufsverbrecher, die gingen mit der Zeit, die nutzten jeden technischen Fortschritt, und da musste die Polizei mithalten, wenn sie nicht ins Hintertreffen geraten wollte. Kappl hoffte, dass er den Fall schnell aufklären konnte, denn wenn er versagte, waren seine Tage als KHK und Leiter einer MOKO erst mal gezählt. Ganz abgesehen von der tödlichen Blamage.

Kappl schaute sich um. Wer war Kathi Schaller? Damit fing es immer an. Das Opfer kennenlernen. Kannte er das Opfer, kannte er in neunzig Prozent aller Fälle auch den Täter oder die Täterin. Kathi Schaller war Polizistin gewesen. Polizeiobermeisterin mit Talent für Schauspielerei und Gesang. Die Wände ihrer Wohnung hingen voll mit Plakaten von Musikgruppen. Fotos, zweifellos von Amateuren aufgenommen, zeigten sie auf der Bühne und bei privaten Anlässen, so wie heute Morgen. Kappl bewunderte die riesige CD-Sammlung, die alles bot, was das Herz eines Musikliebhabers höher schlagen ließ. Nicht nur die aktuell angesagten Pop- und Soulbarden. Perlen des Jazz, schwarzer und weißer Blues aus den frühen Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts und klassische Musik von Bach bis Vivaldi. Aber das war nichts gegen die Vinylsammlung. Es mussten an die vierhundert Schallplatten sein, Kappl erkannte einige Raritäten.

Deiningers kam hereingerauscht, eine Miene wie kurz vor der eigenen Hinrichtung oder kurz nach dem Tod eines geliebten Menschen. Er legte sofort los, seine Stimme belegt wie bei einer Beerdigung.

»Niemand im Haus hat was mitgekriegt. Die meisten waren unterwegs. Die Nachbarin hat die aufgebrochene Tür bemerkt, als sie nach Hause kam, und die Polizei gerufen.«

Deiningers stand unter enormer Spannung, keine Frage, aber er hatte sich anscheinend etwas beruhigt. Sein kurzer Bericht war klar und präzise, sein Blick immer noch feindselig. Kappl spürte eine Änderung. Aus den Augenwinkeln sah er eine Person in die verwüstete Wohnung kommen. Eine Frau. Lautlos trat sie neben Deiningers.

»Hallo, Stefan.«

Die Stimme löste in Kappl ein Gefühl aus wie eine Brise, die nach einem strengen Winter den Frühling ankündigt. Er rief sich zur Ordnung. Aber es war so. Die Frau, die da vor ihm stand, vertrieb den Tod und füllte den Raum mit Leben.

»Hallo, Rhea«, hörte Kappl, und er traute seinen Ohren nicht. Deiningers Stimme klang wie ausgewechselt. Richtig angenehm. Aber Kappl ließ sich nicht täuschen. Deiningers hatte irgendetwas zu verbergen, und er würde herausfinden, was.

Mit ihrem kaum hörbaren Akzent, der ihr Deutsch veredelte wie Trüffel ein Omelett, sprach sie Kappl an und streckte ihm die Hand hin.

»Ich bin Rhea Singh, die Rechtsmedizinerin.«

Kappl stockte der Atem. Das Lächeln, das sie ihm schenkte, entschädigte ihn für alles, was er heute hatte einstecken müssen. Es war voller Wärme, voller Zuwendung, ohne Vorurteil. Er streckte ebenfalls seine Hand hin, aber beide trugen Latexhandschuhe, sie befanden sich an einem Tatort, und so verpasste Kappl die Berührung mit ihr. Er legte all seinen Charme in sein Lächeln und stellte sich vor.

»Äh, Kappl, Franz. Kappl, äh, Kappl. Der Neue.«

Mehr brachte er nicht heraus, aber es genügte, Rhea veränderte ihr Lächeln nicht, sie hieß ihn willkommen. Wie eine Feder ließ sie sich neben Kathi Schaller nieder, Kappl kam wieder zu sich und sah bei Deininger Eifersucht aus jeder Öffnung dampfen.

Rheas Gesicht verdunkelte sich, ihre braunen Augen verloren einen Teil ihres Glanzes. Sie ließ sich Zeit.

»Was hat man bloß mit dir gemacht, Kathi? So brutal.«

Vorsichtig begann sie mit der Untersuchung. Ganz so, als hätte sie eine zerbrechliche, unendlich kostbare Vase unter ihren Fingern und nicht einen toten Körper, der nichts mehr spürte, der nur noch Chemie war und Physik. Kappl fragte sich, ob das ihre Art war oder ob sie, ähnlich wie Deininger, von ihren Gefühlen überwältigt wurde. Er beobachtete seinen Kollegen, schaute weg, als der es merkte und seinerseits anfang, ihn zu beobachten. Rhea Sing begann mit weicher Stimme, in der Mitleid schwang. Kappl war fasziniert von dieser Frau, von ihrer Schönheit, ihrem Auftreten. Umso mehr konzentrierte er sich wieder auf seine Arbeit. Eine Kollegin war ermordet worden. Das hatte jetzt absolute Priorität. Die Schwärmereien eines einsamen heimatvertriebenen Hauptkommissars spielten im Moment keine Rolle. Er verschränkte die Arme vor der Brust und lauschte Rheas Ausführungen.

»Zwei Durchschüsse, ein Steckschuss.«

Sie beugte behutsam die Gelenke der Leiche, selbst im Tod war Kathi Schaller eine außergewöhnlich schöne Frau.

»Das ist vor zwei bis vier Stunden passiert. Wahrscheinlich nicht vor fünfzehn Uhr.«

Deininger sah auf seine Uhr.

»Ich habe sie zuletzt kurz nach zwölf auf dem Parkplatz gesehen«, sagte Kappl und wandte sich Deininger zu, machte eine kleine Pause. »Hast du Kathi danach noch getroffen?«

Deiningers Kopf fuhr herum, seine Augen funkelten. »Wieso ich?«, fragte er drohend.

Kappl enthielt sich einer Antwort und schaute ihn nur an. So wie er es beim Verhör manchmal tat, und Deininger verstand sehr wohl.

»Nein«, sagte er mit Nachdruck. Bevor Kappl etwas erwidern konnte, legte sich Rheas Stimme wie ein Polster zwischen sie.

»Stefan, hast du schon mal gesehen, dass Kathi so was trägt?« An Kathi Schallers Ringfinger prangte ein Schmuckstück, das den Anschein erweckte, eher an die Hand einer Prinzessin zu gehören als an den Finger einer Polizistin mit schmalem Gehalt.

»Nein. Noch nie!«

Rhea nahm der Toten den Ring ab. »Kein Abdruck in der Haut. Oft kann sie den nicht angehabt haben.«

Jordan war neugierig geworden. Rhea reichte ihm den Ring, er begutachtete ihn.

»Ist der echt?«, fragte Kappl.

»Sieht so aus«, erwiderte Jordan. »Der kostet bestimmt drei Monatsgehälter.« Er ließ das Stück in eine Plastiktüte plumpsen und kehrte zu seinem Kollegen zurück.

»Woher hat ein Mädchen wie Kathi so ein Teil?« Kappl sprach aus, was alle dachten, und zuckte zusammen, als ein ohrenbetäubender Lärm durch die Wohnung dröhnte. Jordan fluchte wie ein Besenbinder, er hatte einen Koffer vom Stuhl gefegt. Gläser, Spurenräger, Dosen – alles Mögliche lag wie von einem Wirbelsturm verstreut auf den Fliesen. Jordan hob verzweifelt und entschuldigend zugleich die Arme.

»Das ist bei ihm normal«, erklärte Rhea und untersuchte die Tote weiter.

Kappl zögerte einen Moment, aber er konnte sich nicht beherrschen. »Bei mir nicht.«

»Wow!« Deininger wiegte den Kopf und verdrehte die Augen.

»Is was?«, zischte Kappl und schob sich ein wenig näher heran an Mister Feincord.

Deininger biss an, er wich keinen Millimeter zurück. »Sie müssen nicht so tun, als wenn wir hier alle Idioten wären. Okay?«

»Idiot haben *Sie* gesagt.«

Deininger holte Luft für eine Erwiderung, aber Rhea fuhr dazwischen. Nicht laut. Nicht streng. Kappl konnte es nicht richtig fassen.

»Könnt ihr bitte aufhören! Hier liegt Kathi«, sagte sie, und die beiden Streithähne gaben vorerst Ruhe. Rhea schloss ihre Untersuchung ab, Kappl und Deininger sahen schweigend zu, bis sie sich schließlich wortlos verabschiedete.

Kappl sah ihr hinterher, an der Tür wandte sie sich um und lächelte ihm zu.

»Hier spielt die Musik!«, rief Deininger quer durch den Raum.

Kappl fuhr herum, Grinsen auf allen Gesichtern, Deininger hielt eine Schallplatte in der Hand. Er war der Einzige, der nicht grinste, sondern Kappl ansah, als wollte er ihn gleich fressen.

»Gute Musik«, sagte Deininger wie ein Automat. »Herr Kappl. Am besten arbeitet es sich ohne Emotionen, habe ich nicht recht?«

Das Grinsen auf den Gesichtern der Kollegen versickerte. High Noon. Kappl zählte bis zehn. Und noch mal. Sein Blutdruck senkte sich. Deininger war nicht dumm. Er wollte ihn vor allen Kollegen bloßstellen, wollte zeigen, wer wirklich der Leitwolf war. Ließ er das durchgehen, würde seine Zeit im Saarland zur unbefristeten Vorhölle werden.

Er nahm Deininger die Schallplatte weg und wedelte mit dem Cover. »Sie sind anscheinend ein Kenner. Das ist wirklich gute Musik.«

Deininger riss ihm die Platte fast aus der Hand und stopfte sie wieder an ihren Platz zurück. Die Männer von der Spurensicherung wandten sich ihrer Arbeit zu und hakten den Vorfall als halben Punkt für Kappl ab. Kappl spürte, dass einige ihm wider Willen einen Funken Wohlwollen entgegenbrachten. Es waren tatsächlich nur Männer. In Bayern gab es mehr Frauen bei der Polizei. Aber die saarländischen Kollegen spulten ihr Programm ab, und Kappl sah, dass sie das mit Akribie und Sorgfalt taten. Gut. Ihr Job, Ihre Verantwortung war ihnen wichtiger als Revierkämpfe, wichtiger als der Hahnenkampf zweier eitler Gockel.

Die Zeit verflog, die Nacht senkte sich über den Tatort, Fingerabdrücke wurden genommen, Faserspuren mit dem sterilen Staubsauger aufgefangen, jeder Gegenstand wurde fotografiert, bevor er bewegt wurde, Stapel von Papieren gesichtet, der gesamte Tatort wurde ausnummeriert mit den neuen Fähnchen, die nach dreijähriger Beantragungslaufzeit endlich eingetroffen waren. Farbige, mit praktischen Sockeln, einige mit Saugnäpfen für glatte Flächen und Glas. Alles wurde vermessen, die Leiche abtransportiert, nachdem ihre Umriss mit Zentimeterband auf dem blutgetränkten Teppich markiert worden waren. Immer wieder wandte sich Deininger zu der Stelle um, versank einen Moment in Gedanken und machte sich dann wieder an die Arbeit. Kappl zählte und kam in den sieben Stunden, die sie hier waren, auf siebzehnmal. Interessant. ### Horst Jordan meldete sich, wies auf Kappl.

»Schauen Sie mal, Chef, was ich hier hab.«

Kappl registrierte zufrieden, dass Jordan ihn als Leiter anerkannte. Denn so sollte es sein: Zuerst wurde er als Leiter über eine Spur oder

eine Wendung informiert. Jetzt musste er Jordan nur noch das Du anbieten, und das Eis müsste gebrochen sein.

»Wir duzen uns doch. Unter Kollegen?«, sagte Kappl beiläufig.

Jordans Blick sprang zu Deininger, aber er konnte jetzt schlecht einen Rückzieher machen.

»Ja, schon«, sagte er, und es klang eher wie eine Feststellung als wie das Eingeständnis einer Niederlage.

Jordan drehte ein quadratisches, mit blutrotem Samt überzogenes Ring-Etui in den Händen. Deininger trat dazu, natürlich hatte er den Stimmungswechsel bei Jordan mitbekommen, seine Miene sprach Bände.

Jordan klappte den Deckel auf.

»Oho!«, rief er aus. »Das ist ja nett. »In Liebes, steht da. Eingraviert in ein goldenes Plättchen im Deckel.«

Mit einer Hand hielt er das Etui, mit der anderen fischte er den Ring aus dem Plastikbeutel und steckte ihn in die vorgesehene Aussparung.

»Das passt eindeutig zu dem Ring, den sie getragen hat. Sieht nach Liebesgeschichte aus«, sagte Kappl und gab das Etui an Deininger weiter, der es sich kurz ansah. Kappl nahm es ihm wieder aus der Hand und ging in die Hocke.

»Liebesgeschichte. Eifersucht. Aber dann so ein Tatbild?« Er schüttelte den Kopf.

Jordan nickte zustimmend. »Ja, alles durchwühlt.

»Ein Raub war es ja wohl nicht. Den Ring hatte ...«, Deininger räusperte sich, »... den hatte sie ja noch am Finger.«

Kappl wippte aus der Hocke hoch in den Stand. »Falls der Täter doch etwas mitgenommen hat: Wer kann das prüfen?«

Deininger antwortete: »Keiner. Sie hat hier alleine gewohnt. Keine Familie. Sie war Single. Soweit ich weiß.«

»Das müssen wir überprüfen. Wenn wir wissen, dass nichts fehlt, können wir unseren Ermittlungsansatz ganz klar in Richtung Beziehungstat steuern.« Kappl rieb sich das Kinn und wandte sich Jordan zu. »Horst, bis wann habt ihr raus, was für eine Waffe benutzt wurde?«

»Übermorgen früh.«

Kappl traute seinen Ohren nicht. »Das macht doch das Landeskriminalamt, oder?« Er schaffte es, seine Stimme ganz freundlich klingen zu lassen, obwohl er am liebsten laut aufgeschrien hätte.

»Logisch«, gab Jordan zurück. »Wer denn sonst?«

»Und wie viele Tötungsdelikte mit Schusswaffengebrauch werden zurzeit bearbeitet?«

Jordan schluckte. »Morgen Abend? Ich will auf jeden Fall beim Beschuss dabei sein.« Seine Stimme klang nicht überzeugend.

»Das reicht nicht. Ich brauche das Ergebnis bis zur ersten Besprechung. Und die ist morgen Mittag um zwölf.«

»Wissen Sie ...«, Jordan korrigierte sich, »weißt du, wie viele Überstunden ich abzufeiern habe?«

Kappl nickte. Ja, das wusste er, und es gefiel ihm nicht. Aber bei Mordermittlungen gab es keinen Aufschub. »Ich kann es mir vorstellen. Ehrlich. Ich werde dafür sorgen, dass du demnächst ein paar Stunden abbauen kannst. Aber jetzt haben wir eine Mordermittlung. Wenn du mit dem Beschuss morgen bei Dienstbeginn anfängst, schaffst du es. Ich regle das mit dem LKA.«

Jordan stöhnte, Deininger schüttelte den Kopf, aber das störte Kappl nicht. Immerhin hatte er Horst Jordan jetzt mit im Boot. Kappl würde sein Wort halten und Freizeit für ihn durchboxen. Das war er ihm als Chef schuldig. Das Problem war wahrscheinlich, dass Jordan gar keine Freizeit wollte.

»Und dann brauche ich noch einen Abgleich mit allen Waffenscheinen in Saarbrücken«, fuhr er fort und hieb mit dem Zeigefinger in Deiningers Richtung, der die Backen aufblies wie ein Ochsenfrosch. Aber er war noch nicht fertig. »Wie viele Juweliere gibt es in der Stadt?«

Jordan begann zu zählen, das konnte man ihm ansehen, seine Stirn legte sich in Falten.

Dann hob er beide Hände und zeigte die drei Finger der einen und die fünf der anderen Hand.

»Was jetzt? Acht oder zehn?« Kappl wusste nicht recht, wie er das Ergebnis interpretieren sollte.

»Acht«, erwiderte Jordan, als hätte er einen begriffsstutzigen Schüler vor sich. »Zehn geht so«, er hob zweimal die Hand mit den fünf Fingern.

Kappl musste wider Willen lachen. »Entschuldige, Horst, aber ...«

Jordan unterbrach ihn. »Schon gut. Was glaubst du, wie oft ich das schon gehört habe?«

»Ja, klar. Wie ist das denn passiert, wenn ich fragen darf?« Kappl bereute die Frage sofort, den Jordans Blick verlor sofort seine Fröhlichkeit. Aber es gab keine Zurechtweisung.

»Ein Heizkörper.« Er holte tief Luft, seine Miene hellte sich wieder auf. »Wir Saarländer sind die Weltmeister im Häuslebauen. Dagegen sind die Schwaben Drückeberger.«

»Danke, Horst. Gut, dann wollen wir mal sehen, ob der Ring hier in Saarbrücken gekauft wurde. Wenn nicht, wird es kompliziert.« Kappl schaute sich um und dann auf die Uhr. »Feierabend, Männer! Ihr habt gute Arbeit geleistet. Tatort versiegeln. Gute Nacht, meine Herren.«

Er nahm seine Jacke, ging zügig los, machte dann im Flur langsamer, weil er Deininger murren hörte:

»Der meint, er allein hat drauf, wie es geht.« Aber niemand erwiderte etwas. Licht am Ende des Tunnels, dachte Kappl. Hoffentlich ist es nicht der Nacht-Express.

Er ließ sich hinters Steuer fallen, kramte die Wegebekanntmachung zum Polizeiwohnheim aus seiner Aktentasche, suchte den Weg auf der Karte und fuhr los.

Es war kurz nach zehn, die Straßen waren leer wie nach einem Angriff mit Neutronenwaffen. Er sehnte sich nach München. Da brummte das Leben rund um die Uhr, und einsame Polizisten mussten nicht einsam sein. Irgendwo gab es immer eine Party, eine Lesung oder ein Konzert. Er tätschelte den Koffer auf dem Beifahrersitz. Vor dem Schlafengehen würde er noch ein wenig üben. Ja, das war eine gute Idee.

Er verfuhr sich nur zweimal, fing bei »Antonio's Buona Pizza Service« eine Funghi ein, fragte sich, wann sich herumsprechen würde, das der Apostroph beim Genitiv nicht zur deutschen Sprache gehörte, und parkte sein Auto vor dem Gebäude, das aussah wie eine Kaserne und letztlich auch eine war. Hier war die Bereitschaft stationiert, Kollegen, die manchmal achtundvierzig Stunden in den Stiefeln verbringen mussten. Aber Saarbrücken war eine ruhige Provinzhauptstadt, der Fußballverein ohne Bedeutung, allerdings gab es eine rührige rechtsradikale Szene. Kollegen hatten gespottet, das gefährlichste Großereignis im Saarland sei das Saarbrücker Altstadtfest. Da müssten Kräfte aus ganz Deutschland anrücken, weil die eigenen Leute unter irgendeinem Tresen lägen. Kappl schüttelte den Kopf. Er hasste solche dummen Sprüche. Es ging um Fakten. Fakt war, dass er jetzt aussteigen musste, wenn er die Nacht nicht im Auto verbringen wollte. Er nahm den Koffer mit den notwendigsten Dingen in die Rechte, die Pizza klemmte er sich unter den Arm und nestelte das schwarze Ungetüm vom Beifahrersitz. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, meldete sich sein

Handy. Sein Vater. Kappl wurde es warm ums Herz, und gleichzeitig erschrak er.

»Grüß di, Papa. – Ach was! Nein, alles klar, super ist es hier.« Kappl schaute sich um, sog die Luft ein, die nach nichts roch. »Mir geht's gut. Die Kollegen sind echt nett, als ich angekommen bin, gab's Schnittchen und Sekt. Aber wie geht's denn dir? – »Immer noch so schlimm? – Der Schlüssel?« Kappl überlegte kurz. »Der ist im Keller. Neben der Heizung am Haken. – Ich weiß, es ist schwer, Papa. Der Herrgott hat manchmal Prüfungen parat, die wir nicht gleich verstehen. Geh schlafen, Papa. Du musst ausgeruht sein. Dann geht alles besser. – Dann nimm doch eine Tablette, ausnahmsweise. – Ja. Papa. Schlaf gut. Ich meld mich morgen in der Früh. Ich hab dich lieb. Das darfst du nie vergessen. – Gute Nacht, Papa.«

Kappl unterbrach die Verbindung und blieb noch einen Moment stehen, fühlte eine endlose Trauer in sich aufsteigen. Er kämpfte sie nieder. Das konnte er sich jetzt nicht leisten. Alles würde wieder in Ordnung kommen. Er nahm sein Gepäck wieder auf und die Pizza, die bereits kalt war. Die Tür stand offen, das Schildchen, das ihm den Weg wies, war so klein, dass er es fast übersehen hätte. Niemand kam ihm in die Quere, er lief die Flure entlang, hin und zurück, ah, da war noch eine Tür, die er übersehen hatte, ein weiterer Flur, ganz hinten rechts tatsächlich sein Name. Der Schlüssel steckte, die Tür quietschte, Kappl atmete ein, ließ den Koffer fallen und riss das Fenster auf. Kalter Rauch. Er musste würgen. Im Dienst machte ihm das nichts aus. Wenn er ermittelte, konnte er stundenlang in verräucherten Kneipen zubringen. Aber sein Büro und seine Wohnung waren ihm heilig. Morgen würde er Spray besorgen, um den ekelhaften Geruch zu vertreiben.

Lustlos biss er in die Pizza, die warm vielleicht geschmeckt hätte, kalt aber ungenießbar war. Er öffnete das schwarze Ungetüm, nahm die

goldglänzende Basstuba heraus, putzte die Ventile und das Mundstück, setzte an, baute den Druck im Zwerchfell auf, presste die Luft in die Backen und entlockte dem Gerät, das nicht viel kleiner war als er selbst, einen tiefen Ton, der geeignet schien, die Mauern des Wohnheimes zum Einsturz zu bringen und, en passant, auch die von Jericho. Er machte ein paar Fingerübungen, spielte Tonleitern rauf und runter und setzte dann zu einem bayerischen Marsch an. Kaum hatte er die ersten vier Töne gespielt, brach von allen Seiten ein Hagel von Verwünschungen über ihn herein. Die Wände waren so dünn, dass es Kappl schien, als stünden die Ankläger direkt in seinem Zimmer.

»Ruhe!«, donnerte eine besonders laute Stimme. Eine andere geiferte: »Bist du komplett übergeschnappt? Da kann ja kein Mensch schlafen!« Der Nächste verlangte die sofortige Festnahme und Arrestierung des »Foltermusikers«.

Kappl setzte die Tuba ab, unfähig, auch nur ein Wort zu sagen. Stattdessen machte er eine eindeutige Geste, die allerdings niemanden beeindruckte, denn so dünn, dass man hindurchsehen konnte, waren die Wände nun doch nicht. Wütend verstaute er die Tuba wieder, zog sich aus, duschte, immerhin gab es warmes Wasser. Er legte sich ins Bett, versuchte einzuschlafen, ließ den Tag an sich vorüberziehen, ordnete ihn als drittschlimmsten seines Lebens ein. Dann übermannte ihn die Müdigkeit.

Stefan Deininger lehnte alle Mitfahrangebote ab. Die Hände in den Taschen vergraben, lief er den Ilseplatz entlang, durchquerte die Riottestraße und bog dann auf die Scheidter Straße ein, ignorierte ein streitendes Pärchen, hielt sich links Richtung Nauwieserviertel, stieß die Tür zur menschenleeren Stadtschenke auf, schob sich einen Barhocker

unter und bestellte bei Sabrina, die gerade Gläser abtrocknete, ein Pils. Sie drehte sich um.

»Du siehst aus, als hätte dir jemand die Klöße vom Teller geklaut.«

Deiningers Blick blieb auf das dunkle Holz des Tresens geheftet. »Die Kathi ist tot.«

Sabrina riss die Augen auf. »Was? Was redest du da? Mach keine Scherze.«

»Die Kathi ist tot«, wiederholte Deiningers.

»Die Kathi ...« Die Wirtin der Stadtschenke verstummte, stellte zwei Schnapsgläser auf und schenkte voll.

Sie griffen gleichzeitig zu, kippten den Schnaps. Sie füllte nach. Deiningers zögerte.

»Das bringt ja auch nix. Das macht sie nicht wieder lebendig.«

»Was ist denn passiert?«

Kathis toter Blick hatte sich in Deiningers Erinnerung eingebrannt. Der Schnaps ritzte seine Kehle.

»Erschossen.«

Sabrina kippte ebenfalls, schenkte wieder nach. »Die Kathi hätte meine Tochter sein können.«

»Gut, dass sie es nicht war.«

»Das ist wahr.« Hastig kippte Sabrina ihren dritten Schnaps. Deiningers beherrschte sich. Er musste seinen Verstand beieinanderhaben, wenn er Kathis Mörder schnappen wollte. Dieser Kappl war nichts als ein Schaumschläger, der weder das Saarland kannte noch die Verbindungen hatte, die nötig waren, einen solchen Fall zu lösen. Horst hatte ihm gesteckt, dass der Bayer wohl ein Praktikum beim NYPD gemacht hatte. Toll. Machte sich bestimmt gut in der Akte auf dem Weg in den gehobenen Dienst. Denn da wollte dieser Kappl doch hin. Aber New York war nicht das Saarland und Kappl nicht Sherlock Holmes, noch

nicht einmal Dr. Watson. Kappl war ein arrogantes Arschloch, das von irgendeinem Deppen auf die Stelle bugsiert worden war, die ihm zustand. Er, Stefan Deininger, würde den Fall lösen, wenn es sein musste im Alleingang, und dann würde Kappl wie ein geprügelter Hund nach Bayern zurückschleichen.

»Mensch, Stefan«, sagte Sabrina beunruhigt, »du guckst, als wenn du mich auffressen wolltest.«

Deiningers Kopf ruckte hoch. »Entschuldige, ich war nur grad wo ganz anders. Sag mal, die Kathi, hat die einen Freund gehabt?«

Sabrina überlegte. »Ich weiß nicht, ob das ihr Freund war, aber gestern Abend war sie mit einem Typ hier, der ausgesehen hat wie so ein Flüchtling aus Bosnien. Lang, mager, fast wie ein Gespenst. Ich hab den auch schon mal irgendwo gesehen. Aber wo?« Sie grübelte. »Nee. Tut mir leid. Du weißt doch, ich gehe kaum noch unter die Leute, und hier war es nicht.«

»Kein Problem. Danke. Zieh mir ab, ich muss ins Bett.«

Sabrina winkte ab. »Das geht aufs Haus, Stefan. Und pass auf dich auf.«

Deininger ging zum St. Johanner Markt, nahm sich ein Taxi nach Hause. Er schloss die Tür zu seiner Wohnung auf. Abgestandene Luft schlug ihm entgegen, er riss alle Fenster auf, und aus der abgestandenen Luft wurde abgasgeschwängerte. Der Impuls, aus seiner Wohnung zu fliehen, wurde stärker. Am besten wäre er in der Stadtschenke geblieben.

Die Schuhe flogen in eine Ecke, er schlurfte in die Küche, wenigstens Bier war im Kühlschrank; er öffnete die Flasche mit den Zähnen, spuckte den Kronkorken in die blitzsaubere Spüle, wechselte in sein Wohnzimmer, das gerade mal Platz bot für einen Fernseher, eine Couch, ein Tisch und ein Bücherregal. Klein, aber Deininger fühlte sich hier wohl. Es war seine Welt, hier konnte ihm niemand etwas vorschreiben.

An der Wand hing sein Dudelsack, er streichelte ihn, aber heute musste das Instrument ungespielt bleiben. Er hatte etwas zu erledigen. Etwas, wovor er sich mehr fürchtete als vor einer Schießerei. Dreimal hatte er sich mit Kriminellen einen Schusswechsel geliefert. Zweimal in der Ausbildung beim SEK, einmal als frischgebackener Kriminalkommissar. Er hatte Angst gehabt, keine Frage, aber er war sich immer sicher gewesen, das Richtige zu tun, hatte seine Kollegen hinter sich gewusst. Niemand war verletzt worden, die Gangster hatten sich rasch ergeben, als sie merkten, dass sie gegen die Übermacht keine Chance hatten.

Für das, was ihm jetzt bevorstand, gab es keine Dienstanweisung, kein Kollege würde ihm den Rücken freihalten, und kein Lehrgang hatte ihn darauf vorbereiten oder ihn davor schützen können. Auf der Glasplatte vor ihm lag ein kleines Päckchen, und er wusste genau, was darin steckte: eine CD. Als würde er eine Bombe entschärfen, so vorsichtig entfernte er das Papier, betrachtete den Namen, der auf dem Cover aufgedruckt war, und schluckte. Kathi Schaller. Heute Morgen bei der Feier hatte sie ihm das Päckchen in die Hand gedrückt, als sie ihn geküsst hatte. Leidenschaftlich geküsst hatte.

Sein Hals verengte sich, sein Magen mutierte zu einem Klumpen Blei. Er schaltete seine Musikanlage ein, schob die CD in das Fach, drückte es zu, und schon erfüllte Kathis Stimme die Luft und schien sie zu reinigen, so klar, so warm wehte ihr Gesang Deininger entgegen, der sich auf den Sessel hatte fallen lassen und die Hülle in seinen Händen drehte. »Happy Birthday ...«, sang Kathi und mit jedem Wort brachen Stücke aus Deiningers Staumauer. Sein Bewusstsein verzog sich, und dann endlich, während Kathi ihn als neuen Kriminalhauptkommissar besang, mal sanft, mal rockig, dann wieder mit rauchiger Soulstimme, schüttelte ihn ein Weinkrampf.

Er weinte noch lange, nachdem Kathis Stimme verklungen war. Das Bier wurde schal, die letzten Heimkehrer schlugen Autotüren zu, seine Tränen tropften auf den Teppich, bis er keine mehr hatte. Mit einem tiefen Seufzer richtete er sich auf, zog die Nase hoch und schwor, den Mörder von Kathi zur Strecke zu bringen. Danach duschte er sich, legte sich in sein viel zu großes Bett und schlief augenblicklich ein.